

**Zeitschrift:** Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art  
**Band:** 57 (1970)  
**Heft:** 9: Zentren  
  
**Artikel:** Zentren  
**Autor:** Wagner, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-82264>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



TAGUNGS- UND STUDIENZENTRUM

Das City-Center

Pop-Center Montreux

Pfarreizentrum

Das moderne Elektrocenter  
an der Etzelstrasse 11

EINKAUFSZENTRUM

Haushalt  
EisenwarenIn allen  
Selbstbedienungsläden  
und Coop-Centers.

Zentrum Dietikon

tennis-center

CENTRE LE CORBUSIER

Forschungszentrum

Mietwagen-Center

Shopping Center Spreitenbach

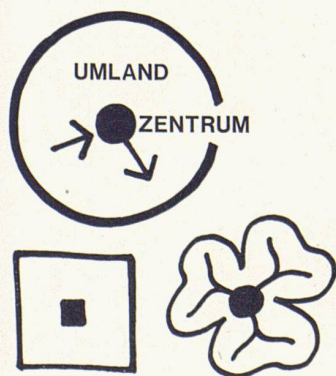
SPORT- UND ERHOLUNGSZENTRUM

Auf, laßt uns Zentren bauen! Aber was für Zentren, wo und wie, das ist die Frage. Es herrscht eine beträchtliche Verwirrung: Kulturzentren, Regionalzentren, Gewerbezentren, Shopping-Centers, Schulzentren, Handelszentren, Stadtzentren, Ferienzentren usw.! Jeder, der etwas anzubieten hat, nennt sein Unternehmen «Zentrum», «Center», «City», «Forum» und will damit sagen, daß er dem Konsument ein einzigartig großes und vielseitiges Angebot macht.

In den nachfolgenden Gedanken zum Thema Zentrum soll das propagandistische Element etwas zurücktreten und der gesellschaftlichen Bedeutung Platz machen. Da es sich hier um eine Zeitschrift für Bauleute handelt, wird das Schwerkraft gleichzeitig auf die planerischen und städtebaulichen Probleme gelegt oder, etwas anders ausgedrückt: Es geht um die Gestaltung gesellschaftlicher Zentren.

## Zentrum und Umland

Nehmen wir das Zentrum beim Wort, so heißt es die Mitte. Wovon? – ist die naheliegende Frage. Es gehört ein Gebiet dazu, das Einzugsgebiet, das Ausstrahlungsgebiet, das «Umland». Man ist versucht, einen Kreis zu ziehen; aber auch ein Quadrat, ein Sechseck, ein Kleeblatt hat seine Mitte. Es kommt auf das Ordnungsprinzip an, mit dem die Mitte mit seinem Umland verbunden ist. In unseren Fällen werden die Zentren von geographischen Gegebenheiten beeinflusst. Täler, Wälder, Seen und das Verbindungsangebot an Wegen, Straßen, Bahnen lassen die vielfältigsten Umlandformen entstehen. Primär ist das Umland nach außen nicht begrenzt. Mit zunehmender Entfernung nimmt lediglich der Einfluß des Zentrums ab.



## Zentren

Von Fritz Wagner

Sachlich lassen sich die «Isochronen» feststellen, das heißt die Summe aller Punkte, die vom Zentrum aus mit einem bestimmten Transportmittel (zum Beispiel Bahn und Fußmarsch) in der gleichen Zeit erreicht werden können. Sekundär gibt es doch Grenzen, sei es als Hindernisse, wie zum Beispiel die Alpen und die Landesgrenze, oder als Überschattung durch ein anderes Zentrum. Zu beachten sind auch die Hindernisse mehr geistiger Natur, wie Konfession, Sprache und Kultur.

Das Zentrum und sein Umland stehen in direkter Abhängigkeit zueinander. Es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen, Ausstrahlung und Anziehung. In den Machtkämpfen der Weltgeschichte hat man immer wieder Zentren oder ihr Umland zerstört und damit das Ganze getroffen: Karthago, Jerusalem, Rom, Berlin, Diên Biên Phu.

### Zentren wofür? Braucht es überhaupt Zentren?

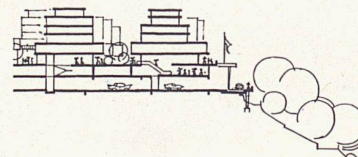
Das Zentrum ist der Ort, an dem man sich trifft, um gegenseitig etwas auszutauschen: Ware, Worte, Blicke, Gedanken, Gefühle. «Bei den heutigen Kommunikationsmitteln braucht man doch eigentlich nicht mehr hinzugehen», könnte man sagen; «für ein Gespräch wähle ich eine Telefonnummer, für meine Information habe ich den Fernseher, Waren bestelle ich im Versandhaus, und die Gefühle finden an der Costa Brava statt.» Alles kann bestens organisiert werden. Der Mensch ist bequem, und viele Dienstleistungsbetriebe lassen sich dafür bezahlen.

Der Mensch ist aber auch gesellig. Dafür spricht das nach wie vor blühende Vereinsleben. Das neue Herbstkleid muß gesehen werden. Noch

findet man keine Freundinnen im Versandhaus, und im Ausverkauf zu wühlen ist ein ganz besonderes Vergnügen. Die Leute wollen nach wie vor dabei sein, mitmachen, gesehen werden. Zudem haben sie Zeit, immer mehr Zeit, sich zu treffen.

Dieses Zusammentreffen könnte theoretisch für jeden Zweck an einem anderen Ort stattfinden. In der Realität aber werden die verschiedenen Zentrumsfunktionen oft gleichzeitig erfüllt: Das neue Herbstkleid wird während des Einkaufs gesehen, und mit einer zufällig getroffenen Bekannten kann der Kirchenbasar besprochen werden. Wir müssen daher Zentren schaffen, die Zufallskontakte begünstigen. Dies wird nur durch die Überlagerung möglichst vieler Funktionen erreicht. Ein vielseitig verdichtetes Zentrum wird zum permanenten Happening. Man kann ohne direktes Ziel «in die Stadt», «ins Dorf» gehen.

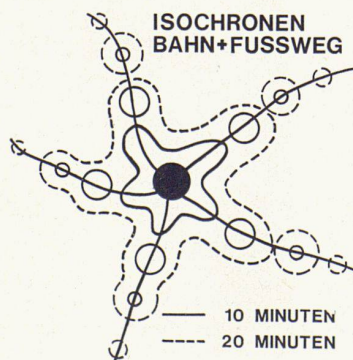
Zentren sollen nicht nur Mittelpunkt eines Umlandes, sondern auch Sammelpunkt der vielfältigsten gesellschaftlichen Interessen sein. Die Nutzungsüberlagerung ist eine vital notwendige Bedingung. Hierzu gehören die privaten und öffentlichen Dienstleistungen, das kulturelle und religiöse Leben, das Wohnen, Arbeiten und Erholen. Besondere Beachtung verdient das Wohnen, da es bei den heutigen Bodenpreisen in den Zentren eine ungünstige Wettbewerbssituation hat. Für die dauernde Aktivität muß eine Stammbewölkerung das Zentrum beleben.

WOHNEN  
BÜRO  
LÄDEN  
PARKING

Die große Kunst der Zentrumsplanung besteht darin, eine abgewogene Nutzungsmischung zu erreichen. Sobald eine Nutzungsart überwiegt, wird das Zentrum eintönig, erfüllt seine gesellschaftliche Aufgabe nicht mehr und stirbt ab, da das vielfältige Leben fehlt; so zum Beispiel in Verwaltungszentren oder den Bankenvierteln. Häufig versucht man die Mängel mit besonderen Attraktionen und viel Propaganda aufzupolieren, was insbesondere für die sogenannten Shopping-Centers gilt. Von den in diesem Heft gezeigten Beispielen sind das Forum Leverkusen, der Kleine Schloßplatz oder das Behmenquartier keine vollständigen Zentren, da sie nur Teilbereiche enthalten oder Ausschnitte einer großen Zentrumsanlage darstellen.

Ein echtes Zentrum dient allen, reich und arm, jung und alt, Männern und Frauen, Einheimischen und Fremden. Es muß leben, Tag und Nacht, und soll Ausdruck der gesellschaftlichen Strukturen und Kräfte sein, die im zugehörigen Umland wirken.

Wie wenig die Zielsetzung unserer Zentren an ideologische Vorstellungen gebunden ist, kann aus der Zentrumsbeschreibung entnommen werden, die ein osteuropäisches Staatsoberhaupt vor kurzem definiert hat: «Zentren sind Stätten aktiven politischen Handelns, humanistischer Bildung und Kultur, gemeinschaftsfördernder menschlicher Begegnungen, echter Lebensfreude und der komplexen gesellschaftlichen Versorgung.»



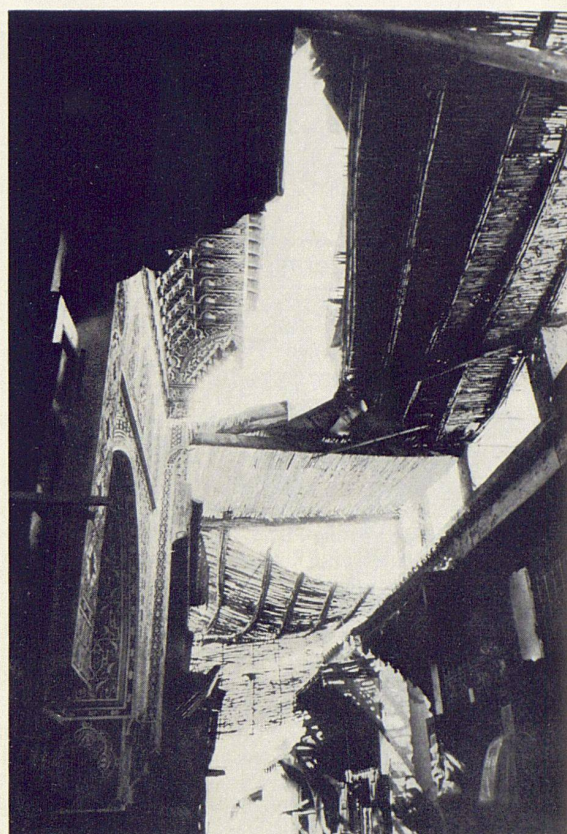




1



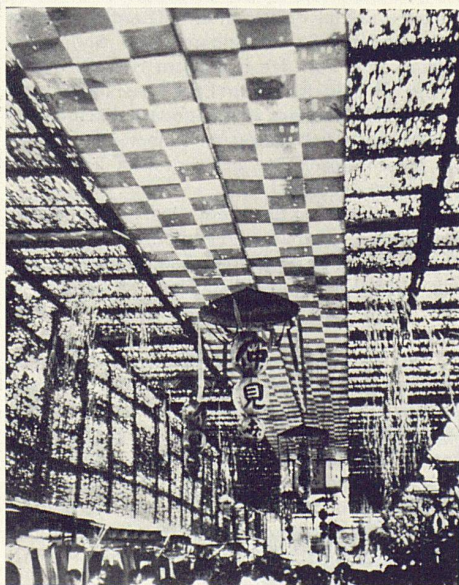
2



3

**1-5 Illustrationen aus «Streets for People» by Bernard Rudofsky, Doubleday & Co., Garden City, New York 1969**

- 1 Via di Città in Siena
- 2 Populäres Fest in Trastevere, Rom
- 3 Straße in Marrakesch
- 4 Gedeckte Straße in Tokio
- 5 Arkadenstraße in Bologna



4



5



## Die Vorbilder

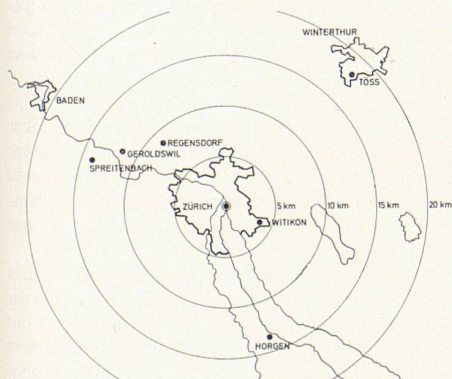
Schon die Namen, die wir noch heute verwenden, zeigen auf die Vorbilder: *Agora, Forum, Piazza*. Es ist beachtenswert, daß die drei Begriffe zu deutsch immer «Platz» heißen. Das Zentrum ist nicht nur ein abstrakt geometrischer Begriff, sondern eine räumliche Vorstellung: Der Raum, in dem die gesellschaftliche Handlung stattfindet.

Drei bekannte Beispiele sollen für viele andere stehen: Die Agora von Milet (200 v. Chr.), die römischen Fora (200 n. Chr.) und die Piazza San Marco in Venedig (1500 n. Chr.) hatten vieles gemeinsam – Elemente, die auch noch für die heutigen Zentren gelten:

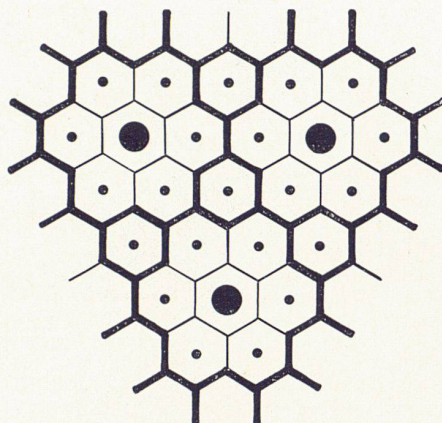
- 1 Es waren städtische Zentren.
  - 2 Zu den Städten gehörte ein großes Umland und geistiges Einflußgebiet.
  - 3 Die politische Organisation war relativ «demokratisch», da die Macht durch mehrere Bürgerfamilien ausgeübt wurde.
  - 4 Die Aufgabe des Zentrums war äußerst vielfältig: Markt, Kultraum, Verwaltung, Festplatz.
  - 5 Die ineinander übergehenden Plätze waren begrenzt durch die verschiedenartigsten Bauten der gesellschaftlichen Aktivität.
  - 6 Generationen haben an der Gestaltung mitgewirkt und ein imposantes Gesamtwerk errichtet.
  - 7 Sie waren voller Leben.
- Heute sind es Sehenswürdigkeiten, Ruinen, Ackerland. Zentren wachsen und vergehen – auch heute noch –, denn es ist eine wesentlich größere Dynamik in unseren Städten, als wir glauben. Wenn wir diese Kräfte erkennen und wie bei diesen Vorbildern richtig lenken, kann Großes erreicht werden.

## Hierarchie und Größe der Zentren

Wo sollen Zentren gebaut werden, und wie groß sollen sie sein? Dies ist zweifellos die umstrittenste Frage in der Diskussion um die Zentren. In diesem Heft werden bewußt die Mehrzahl der Beispiele aus der Umgebung von Zürich gewählt, um die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten innerhalb des selben Wirtschaftsgebietes aufzuzeigen.



Eine der bekanntesten Standorttheorien wurde vor einigen Jahrzehnten von W. Christaller aufgestellt und in der Folge von H. Carol noch verfeinert. Grundelement ist ein Zentrum unterster Ordnung mit seinem Umland, symbolisch durch ein Sechseck dargestellt. Sechs Grundelemente wiederum umschließen zusammen als Einzugsgebiet ein Zentrum mittlerer Ordnung. Dieses Spiel kann unendlich fortgesetzt werden



und führt zu einem hierarchischen System von Zentren, die untereinander eine netzartige Beziehung haben.

Die deutsche Ministerkonferenz für Raumordnung hat 1968 die Zentren in vier Kategorien eingeteilt und die Größenordnung mit der Einwohnerzahl am zentralen Ort bestimmt. Der gesamte Versorgungsbereich (Umland) zählt in der Regel etwa doppelt so viele Einwohner. Den Kategorien kann meistens eine politische Verwaltungseinheit zugeordnet werden:

1  
**Oberzentrum**  
> 100 000 EW  
Landesteil

2  
**Mittelzentrum**  
> 20 000 EW  
Region

3  
**Unterzentrum**  
< 20 000 EW  
Gemeinde

4  
**Kleinzentrum**  
2000–3000 EW  
Quartier

Beispiele:

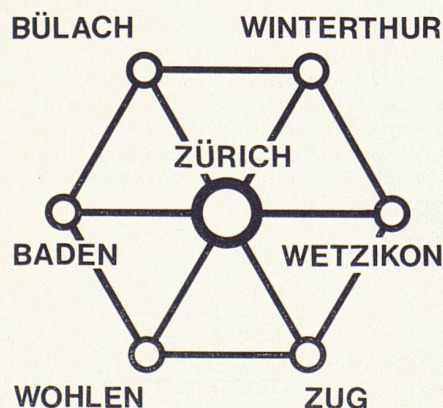
Zürich  
Frankfurt  
Blackburn

Aarau  
Baden  
NW-Stadt  
Winterthur

Horgen  
Regensdorf  
Spreitenbach

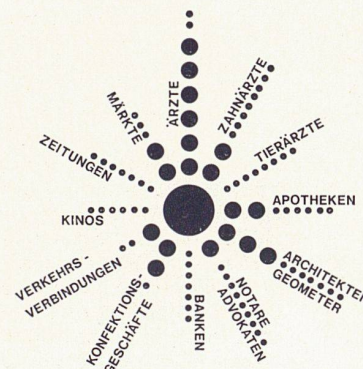
Geroldswil  
Töß  
Witikon

Im Raume Zürich ergeben das Oberzentrum und die Mittelzentren eine recht zutreffende Übereinstimmung mit der Theorie. Die beiden unteren Kategorien sind, insbesondere in größeren Ballungsräumen, oft schwer gegeneinander abzugrenzen, da sich bei der Vielzahl der Transportmittel die Umlandgebiete unterschiedlich überlagern.



H. Carol versucht in seiner zentral-örtlichen Theorie (um 1954) die Kriterien herauszuschälen, die die Bedeutung des Zentrums charakterisieren. Merkmale sind die vorhandenen Dienstleistungen, die nach zwölf Gruppen gegliedert werden und für die entsprechende Kategorie typisch sind. Eine ähnliche Methode für die Ermittlung von zentralen Orten wurde von E. G. Kannenberg 1965 entwickelt.

Bei diesen Untersuchungen zeigt es sich auch, daß viele Gemeinden ein jämmerliches Angebot an Zentrumsfunktionen haben. Hier stellt sich die Frage, ob Gemeinden, die nicht in der Lage sind, selbständig die Aufgaben eines Ge-



meinwesens zu erfüllen, überhaupt noch eine Existenzberechtigung haben. Es wäre viel sinnvoller, diese mit einer Nachbargemeinde zusammenzuschließen, als sich an eine Scheinautonomie zu klammern. So ist Geroldswil mit seinen 3000 Einwohnern bereits ein Grenzfall, der durch die Verschmelzung mit der Nachbargemeinde Oetwil gelöst werden könnte. Töß wurde 1921 mit Winterthur und Witikon 1934 mit Zürich vereinigt. Solange wir jedoch nicht bereit sind, unsere gesellschaftspolitische Struktur nach objektiven Kriterien zu beurteilen, zu diskutieren und neu zu gliedern, wird es sehr schwer sein, den zentral-örtlichen Aufbau der Besiedlung, der ja äußerer Ausdruck dieser Struktur ist, neu zu bestimmen. Hier steht der Landesplanung noch eine große politische Aufgabe bevor. In Schweden wurde 1952 erstmals die Zahl der Gemeinden von 2498 auf 1037 reduziert. 1964 wurden diese nochmals zu 282 Gemeinden à mindestens 8000 Einwohner zusammengefaßt. Bei uns wurden auch die Regionen, die für die Festlegung der Mittelzentren maßgebend sind, bisher zu kleinlich abgegrenzt. Einen hoffnungsvollen Schritt hat das ORL-Institut unternommen, indem es die Schweiz neu in 48 Arbeitsmarkregionen gliedert, die allerdings nicht offiziell anerkannt sind.

Die Dimensionierung eines Zentrums wird in der Regel nach den heutigen und künftigen Ein-



wohnern und Arbeitsplätzen innerhalb des Einzugsgebietes vorgenommen. Generell muß festgehalten werden, daß die für die zentrumsrelevanten Funktionen notwendige Einwohnerzahl, die ausreicht, um genügend Leben und einen rationalen Betrieb zu gewährleisten, im Zunehmen begriffen ist. Eine moderne Volksschule zum Beispiel, die abends auch der Erwachsenenbildung dient, braucht eine Stammbevölkerung von mindestens 7000 Einwohnern. Für den Detailhandel wird nebst der Einwohnerzahl das verfügbare Einkommen pro Person und Jahr ermittelt. Heute sind das 6500 bis 10000 Franken pro Person. Hievon sind zum Beispiel 50% Konsumausgaben, die wiederum je zur Hälfte für Nahrungsmittel und Nichtnahrungsmittel ausgegeben werden. Die so prognostizierten Umsatzzahlen bestimmen die Ladengrößen und das Sortiment.

### Gegenseitige Konkurrenzierung

Sehr oft wird bei mangelnder Einwohnerzahl die optimistische Annahme getroffen, daß man die Leute auch noch von den Nachbargebieten anlocken könne. Dies geschieht dann regelmäßig mit dem nötigen Sirengesang. Dabei kümmern sich die geschäftstüchtigen Manager meist nicht darum, daß ein Zentrum noch andere Aufgaben hat als den Umsatz. Durch den Abzug von Kaufkraft wird den Nachbargemeinden ein wesentlicher Teil der zentrumsbildenden Funktionen entzogen und somit das gesellschaftliche Leben geschmälert. Beim Shopping-Center Spreitenbach ist das in sehr hohem Maß der Fall. Besonders stark betroffen ist die Gemeinde Dietikon mit ihren 21 000 Einwohnern. Spreitenbach zählt 6000 Einwohner.

Als Entschuldigung wird vorgebracht, daß das Zentrum bereits den Vollausbau von Spreitenbach berücksichtige und dannzumal voll integriert sei. Ein richtig konzipiertes Zentrum ist aber jederzeit seinem Umland angemessen.

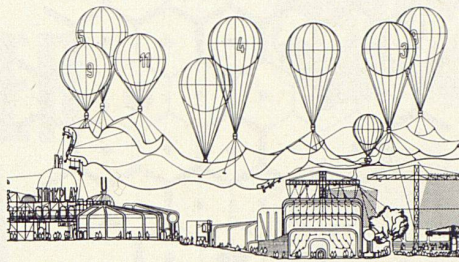
Eine Konkurrenz unter den Zentren gleicher Kategorie ist andererseits sinnvoll und notwendig. Eine Überlagerung der Umlandgebiete in den Randzonen – man könnte sie auch Kampfzonen nennen – erhöht die Wettbewerbssituation und wirkt stimulierend. Diese Überlagerung darf jedoch nicht zur Unterdrückung des gleichartigen Nachbarn führen. Eine Überordnung ist nur sinnvoll, wenn auch übergeordnete Leistungen erbracht werden, zum Beispiel höhere Schulen, spezialisierte Warenangebote oder Bauten für kulturelle Zwecke.

### Organisation und Verkehr

Zentren sind Stätten des Austausches, der Aktivität und der Vielfalt, pulsierende Gebilde. Die verschiedenartigsten Nutzungen, die Topographie, die Verbindungsmöglichkeiten und ein stetiger Wandel führen dazu, daß die innere Organisation äußerst komplex ist und in jedem Fall wieder neu gestaltet werden muß.

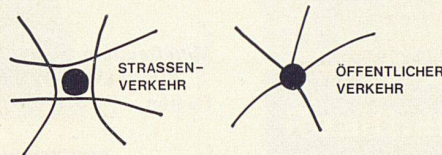
Es gibt keine allgemeingültigen Rezepte, Grundtypen oder Muster. Starre Systeme, wie sie der Analytiker liebt, widersprechen dem Grundgedanken eines lebendigen Zentrums. Ein Zentrum muß flexibel sein.

Die Nutzungen sollten ausgetauscht werden können, und das Zentrum muß als Ganzes wachsen, wandern, verdichtet oder sogar aufgegeben werden können. Sehr schön ist in diesem Sinne die Agora von Lelystad, wo bewußt eine Hülle



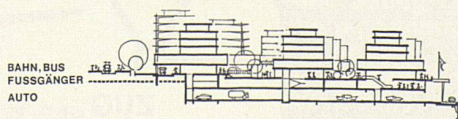
geschaffen wurde, deren Inhalt nicht im Voraus bestimmt ist. Es ist den Bürgern überlassen, die Räume nach ihrem Belieben mit Leben zu füllen. Ähnliche Überlegungen werden sehr intensiv von der Archigram Group angestellt.

Der Verkehr, das heißt die Verbindungen mit dem Umland und zu andern Zentren muß möglichst intensiv und verschiedenartig sein. Er darf nicht nur auf dem Personenwagen beruhen. Andererseits hat der Fremdverkehr, der Durchgangsverkehr, nichts im Zentrum zu suchen. Dies führt in der Regel zu einem Tangentensystem für den Straßenverkehr, während die öffentlichen Verkehrsmittel als Durchmesser direkt ins Zentrum gelangen. Das zunehmende Verkehrsvolumen hat



dazu geführt, daß insbesondere der Straßenverkehr zu einer tödlichen Gefahr für die Zentren wird. Sie werden nicht nur zerschnitten, sondern auch von ihrem Erweiterungsgebiet und Umland abgeschnitten. Beim Nordwestzentrum in Frankfurt ist sehr deutlich festzustellen, wie das Zentrum als Insel von der übrigen Stadt abgetrennt wird.

Dem trennenden Element des Verkehrs wird in neuerer Zeit immer mehr dadurch entgegen gewirkt, daß die verschiedenen Transportbänder gegenüber der Ebene, auf der das Zentrums geschehen stattfindet, niveaumäßig abgesenkt werden. Die Untergrundbahn und die Hochbahn sind typisch, aber auch die Straße verschwindet je länger, je mehr unter dem Boden oder wird überbrückt. Beispiele hiezu sind der Kleine Schloßplatz und Horgen. Besonders interessant ist die Innenstadtsanierung von Baden, wo der Privatverkehr gegenüber der Fußgängerebene um zwei Geschosse abgesenkt wurde, während die Busse und die Bahn ein Geschloß über der Hauptebene verkehren.



Beim Privatverkehr ist zu beachten, daß es drei Gruppen gibt, nämlich den Besucherverkehr, den Berufsverkehr und den Warenverkehr:

1 Es ist unrealistisch, wenn man vom Besucher verlangt, daß er nicht ins Zentrum hineinfahre. Für ihn müssen daher im Zentrum selbst Parkplätze angeboten werden. Diese müssen aus städtebaulichen Gründen unterirdisch oder in Parkhäusern untergebracht werden.

2 Der Pendler dagegen, der zu seinem Arbeitsplatz im Zentrum fährt, soll seine Blechhülle außerhalb deponieren oder zu Hause lassen. Für ihn ist auch das «Park-and-ride»- oder «Kiss-and-ride»-System sinnvoll, bei dem die Gattin sich an der Station der Vorortsbahn verabschiedet und das Auto wieder nach Hause nimmt.

3 Der Warenverkehr muß naturgemäß bis zum Umschlagplatz gelangen können. Eine Kombination mit dem unterirdischen Besucherverkehr ist schwierig, weil die Lastwagen 3,5–4 m hohe Geschosse verlangen, was in der Regel unwirtschaftliche Bauvolumen ergeben. Andere Möglichkeiten sind die spezielle Anlieferungsstraße oder das Beschränken der Anlieferungszeit auf die frühen Morgenstunden.

Damit die Zentren nicht im Verkehr ersticken, sind in einer Transportbilanz die zulässigen Verkehrsmengen der verschiedenen Transportträger gegeneinander abzuwägen. Zudem ist zu hoffen, daß neuartige Kommunikationsmittel uns einmal von der recht lästigen «Motordroschke» befreien.

Für ein Zentrum ist der wichtigste Verkehrsteilnehmer der Fußgänger. Auch der Autofahrer oder Bahngast wird im Zentrum zum Fußgänger. Die Wege, Plätze, Passagen, Rampen und Treppen werden für ihn dimensioniert. Wir müssen uns vom Maßstab und der Verhaltensweise des Autofahrers trennen und wieder lernen, Räume zu schaffen, die durchschritten werden. Das Zentrum ist ein Fußgängerreich.

### Zentren müssen gestaltet werden

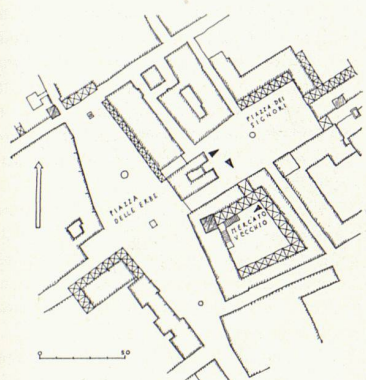
Was landauf, landab an sogenannten Zentren gebaut wird, ist nicht rühmend wert. Eine mit Hochhäusern bestückte Straßenkreuzung, ein Konglomerat von Geschäftshäusern oder ein mit Autos garniertes Verkaufslokal sind noch lange kein Zentrum. Es fehlt sowohl an der Erkenntnis der Aufgabe als auch am Gestaltungswillen. Nicht nur die meisten Architekten, auch die Politiker, die Geschäftsleute, die Bauherren und die Bürger, fast alle haben versagt. Nur in wenigen Fällen ist es gelungen, die gesellschaftlichen Aktivitäten zusammenzufassen und ihnen einen würdigen Rahmen, eine Form zu geben.

Ein Zentrum muß eine Gesamtform haben und als Ganzes erkennbar sein. Man muß sich das Gebilde vorstellen können, sich erinnern, es unverwechselbar beschreiben können. In diesem Sinne hat jedes Zentrum etwas von einem Monument. Es ist ein lebendiges Monument der in ihm beheimateten Gemeinschaften. Zu diesem Zweck wird sehr häufig (Nordwestzentrum, Regensburg, Spreitenbach, Töß) mit einem oder mehreren Wohnhochhäusern ein markanter Akzent gesetzt. Leider ist aber das Hochhaus derart häufig anzutreffen, daß es nur noch selten als Merkmal verwendet werden kann. Interessant ist die Idee von Geroldswil, wo die Freizeiträume in einer Art Stadtturm untergebracht werden. So kann ein modernes Wahrzeichen entstehen.



Innerhalb des übrigen Baugebietes wird das Zentrum meistens durch seine größere Dichte auffallen, was richtig ist, wobei die heute gebräuchlichen tiefen Ausnutzungsziffern dem Zentrum meist hinderlich sind. Die große Gestaltungsmöglichkeit liegt aber vor allem in der Vielfalt der Nutzungen. Die Architekten haben die Chance, mit den verschiedensten Formen ein lebendiges Gesamtwerk zu bauen, den Gemeinden ein individuelles Gesicht zu geben. Das Zentrum soll die Persönlichkeit des Ortes ausstrahlen.

Für den Benützer müssen im Innern des Zentrums Räume gestaltet werden. Sie sind als Gefäß für die verschiedensten gesellschaftlichen Tätigkeiten auszubilden, ähnlich einem Wohnraum, an den die einzelnen Kammern angeschlossen sind, keine Korridore, in denen man nur zirkulieren kann. Die Vorbilder wurden bereits erwähnt. In den italienischen Städten waren diese Plätze beinahe Selbstverständlichkeit: Mailand, Verona, Siena, Florenz usw.



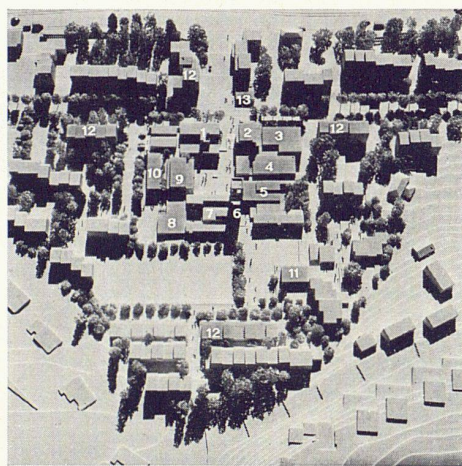
Verona, Piazza delle Erbe und Piazza dei Signori. Illustration aus «Das Herz unserer Städte» von Hans Simon, Verlag Richard Bacht GmbH, Essen 1963

Wesentlich ist nicht die Pracht der einzelnen Gebäude, sondern der Raum, den die Gebäude umschließen. Das verlangt von den einzelnen Architekten, daß sie ihr Werk einordnen und auf Umgebung und Gesamtidee Rücksicht nehmen. «Nicht allein die Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch ihre glückliche Stellung» Dieses Zitat stammt von Goethe beim Anblick des Domplatzes von Assisi.

Der Entwurf eines Zentrums muß in einem Richtplan oder Modell nur die städtebaulichen Räume enthalten. Die einzelnen «Wände» oder Bauten haben lediglich einen Stellenwert. Architekt René Haubensak hat in einer Arbeit für das ORL-Institut richtigerweise vorgeschlagen, daß die öffentlichen Räume umschreiben. Sie sind das gestalterische Grundgerüst, an dessen Detailgestaltung nachher Generationen von Baulustigen mitwirken können, ohne daß die räumliche Grundidee verlorengeht. In diesem Sinne haben die meisten Beispiele dieses Heftes den Mangel, daß sie kurzfristig und aus einer Hand realisiert wurden und kaum mehr ergänzbar sind. Genauso können selbst berühmte Zentren wie Chandigarh oder Brasília nicht befriedigen, wo auf einem riesigen Präsentierteller monolithische Kunstwerke zur Schau gestellt werden.

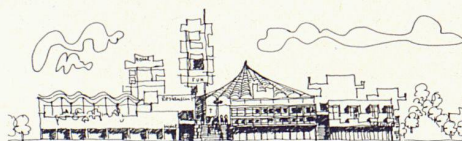
Im Gegensatz dazu sind die Überlegungen, wie sie in Horgen, Geroldswil oder Behmen-Aarau gemacht werden, richtungweisend. In diesen Zentren wirken verschiedene Bauherren und

Architekten zu verschiedenen Zeiten mit, doch die in einem Richtplan festgehaltenen Grundgedanken der Gestaltung bleiben, und es entstehen städtische Räume. In großen Zentren werden die Räume zu einem Netz von Plätzen und Achsen, so daß ein Richtplan oder ein Richtmodell die einzige Möglichkeit bleibt, die Raumfolgen gestalterisch zu verbinden und eine Gesamtwirkung zu erzielen.



Richtmodell des Gemeindezentrums Geroldswil

- |                      |                   |
|----------------------|-------------------|
| 1 Gemeindehaus       | 8 Post            |
| 2 Hotel              | 9 Läden           |
| 3 Hallenbad          | 10 Kleinwohnungen |
| 4 Saalbau            | 11 Schulanlage    |
| 5 Reformierte Kirche | 12 Wohnbauten     |
| 6 Freizeitturm       | 13 Bushaltestelle |
| 7 Katholische Kirche |                   |



Leitbild des Gemeindezentrums Geroldswil

Die Detailgestaltung der raumbegrenzenden Elemente darf sehr individuell sein. Die manchenorts angestrebte formale Gleichschaltung widerspricht dem Gedanken eines vielfältigen und dynamischen Zentrums. Die Bereiche des öffentlichen und privaten Interesses müssen fließend ineinander übergehen. Die lebensfrohe, aktive Atmosphäre entsteht nur, wenn die verschiedenen Partner zusammenwirken.

Die Plätze und Gassen sind als vorwiegend öffentliche Räume möglichst benutzbar auszugestalten. Sie sind die Wohnräume der Bürgerschaft: Es braucht Bänke für die Alten und Liebespaare, Wasserspiele für die Kinder, Fahnenstangen für die Feste, Bäume als Schattenspender und Blumen zum Schmuck. Die Bodenbeläge und die Beleuchtung sind dem Schrittmaß und der Geruchsamkeit des Fußgängers anzupassen. Ein reich gestaltetes Zentrum ermöglicht auch ein reiches Leben.

### Verwirklichung

Entstehung und Ausbau eines Zentrums erfordern einen langen Prozeß. Er beginnt meist im Umland bei den verschiedenen Wünschen der Hausfrau, der Kirchenpflege, der Beatfans, des

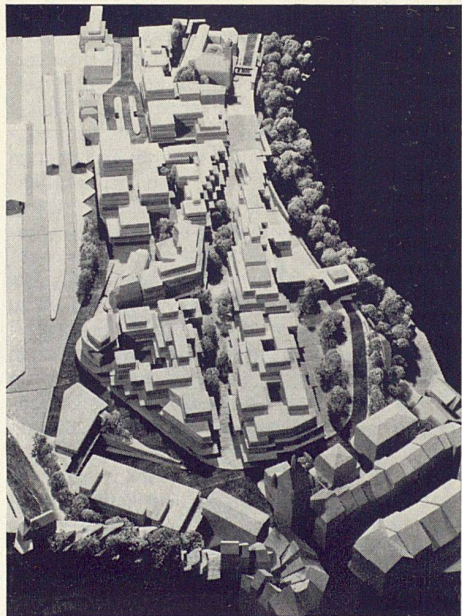
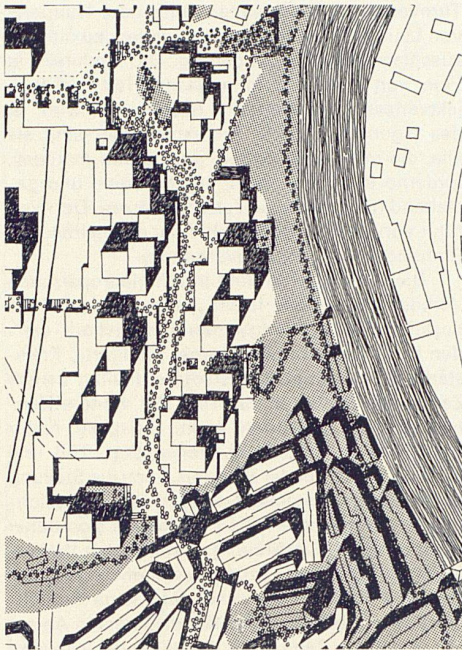
Turnvereins und so weiter. Dutzende, Hunderte von Leuten bestimmen immer wieder neu die einzuschlagende Marschrichtung. Der Architekt ist Einer von vielen. Wenn in diesem Heft vom Projektverfasser des Zentrums geschrieben wird, ist das eigentlich falsch. Projektverfasser sind sie alle, die mitgewirkt haben, geistig und materiell, fördernd und kritisierend, organisierend und gestaltend die Ziele in die Tat umzusetzen. Der Weg führt von der Standortwahl über das Leitbild via Richtmodell zu den Bauvorhaben.

Die Standortwahl fällt in mitteleuropäischen Verhältnissen relativ leicht, da meistens auf der bestehenden Siedlungsstruktur aufgebaut werden kann. Die alten Dorfkerne, Marktorde, Kreisstädte oder Landeshauptstädte enthalten bereits Zentrumsansätze, an die sich die weitere Zentrumsbildung anlehnen kann. Beispiele hiefür sind Horgen, Geroldswil, Regensdorf, Töß und Witikon. Nicht nur der Standort, auch die Stellung innerhalb des Systems ist weitgehend vorgezeichnet. In den meisten Fällen handelt es sich daher nicht um die Neugründung, sondern den Weiterausbau oder die Sanierung bestehender Zentren. Typische Sanierungen sind der Kleine Schloßplatz in Stuttgart und das Behmenareal in Aarau.

In neuerer Zeit hat der Detailhandel versucht, seine Versorgungsanlagen unabhängig von den übrigen Zentrumsfunktionen außerhalb der Siedlungsgebiete auf der grünen Wiese zu bauen. Der Hauptgrund liegt darin, daß sie dort leichter verwirklicht werden können. Indirekt bedeutet dies, daß die Städtebauer, Verkehrsplaner, Politiker und Juristen unsere Dörfer und Städte nur ungenügend auf die zukünftigen Zentrumsaufgaben vorbereitet haben. Die Pläne sind nicht vorhanden, die Rechtsgrundlagen mangelhaft, die Bodenpreise zu hoch und die Willensbildung ungenügend. Ohne einen gemeinsamen Willen der beteiligten Partner ist es nicht möglich, das Ziel eines richtig und voll ausgebauten Zentrums zu erreichen. Die Zielvorstellung muß erarbeitet werden. Dies darf jedoch nicht in den verschlossenen Büros einer Managementfirma, sondern muß in der weiten Öffentlichkeit geschehen. Öffentlichkeitsarbeit heißt Meinungsbildung durch alle von den zu erarbeitenden Zielvorstellungen betroffenen Personen und Gruppen. Information über die Absichten allein genügt nicht. Die vielfach angewendete «Vogel, friß oder stirb»-Methode ist undemokratisch und verursacht Unbehagen. Eine der methodisch bekanntesten Leitbildstudien wurde 1964/65 für die Innenstadt Baden geschaffen (siehe werk 11/1965). Auf Grund von alternativen Vorschlägen muß ein gemeinsames Leitbild gefunden werden.

Im Richtmodell wird das Leitbild, das im wesentlichen ein Programm ist, zu kubischen Formen mit einem organisatorischen System gestaltet. Hier findet die Hauptleistung des Städtebauers statt. Um alternative Vorschläge zu erhalten, wird sinnvollerweise von den Gemeinden sehr häufig der Wettbewerbsweg beschritten. Die heute gültige Wettbewerbsordnung sollte allerdings in dem Sinne geändert werden, daß die Konkurrenz öffentlicher, transparenter durchgeführt wird und daß, neben den architektonischen, vermehrt auch die organisatorischen und wirtschaftlichen Elemente untersucht werden können. Zentrumsplanung ist immer interdisziplinäre Teamarbeit. Das Richtmodell ist ein städtebaulich-organisatorisches Gerippe, in das die einzelnen Zentrumsaufgaben wahlweise eingesetzt werden können.





Leitbild- und Richtmodellauschnitte aus Baden

Die rechtliche Verankerung des Richtmodells oder Richtplanes ist in der Schweiz, im Gegensatz zur Bundesrepublik Deutschland, noch recht mühsam und von Kanton zu Kanton unterschiedlich. In Spreitenbach (Aargau) oder Kreuzlingen (Thurgau) wurden die ersten Schritte via Ausnutzungserhöhung schon in den fünfziger Jahren unternommen. Im Kanton Zürich ist es erstmals 1966 für Geroldswil gelungen, den Begriff Richtplan in eine Gemeindebauordnung einzuführen. Der entsprechende Satz lautet: «Bei Gesamtprojekten in der Kernzone, die dem Richtplan der Gemeinde entsprechen, kann die Ausnutzung erhöht werden.»

Mit gutem Erfolg kann auch, wie in Baden oder Aarau, das alte Instrument der Baulinie ein-

gesetzt werden. Die gewünschten Baukörper, Fußgängerbereiche und Verkehrslinien lassen sich mit einer Vielzahl von Baulinien auf mehreren Ebenen umschreiben. Der Nachteil liegt darin, daß die Baulinien in ihrer Wirkung sehr starr sind und daher eine minuziöse und langwierige Ausarbeitung verlangen. Es ist zu hoffen, daß öffentlich-rechtliche Grundlagen geschaffen werden, die es nicht mehr nötig haben, mit den nicht anpassungsfähigen Baulinien oder dem Erpressertrick des Ausnützungsbonus zu operieren. Wir brauchen ganz besonders für unsere Zentren ein Rechtsinstrument, das es endlich erlaubt, Städtebau zu treiben.

«Wer baut», nachdem die geistige und planerische Vorarbeit geleistet ist? Die Antwort ist meistens durch die Erarbeitung des Leitbildes und des Richtmodells gegeben. Dabei ist zwischen den gemeinsamen und den individuellen Bauten der verschiedenen Partner zu unterscheiden. Die individuellen Bauten sollten auch individuell finanziert und in das Grundgerippe eingebaut werden. Das Hauptproblem taucht bei den gemeinsamen Anlagen auf, die in der Regel aus der Erschließung und allenfalls gewissen technischen Einrichtungen, wie Heizung oder Lüftung, bestehen. Neuerdings versuchen die Gemeinden, die ihnen zukommenden Erschließungsaufgaben auf die übrigen Partner abzuwälzen. Diese finanziell interessante Variante birgt jedoch die Gefahr in sich, daß die Gemeinde bei der Bestimmung des Zentrumsinhaltes die Führung verliert und dieses nach rein kommerziellen Gesichtspunkten ausgebaut wird.

Die Lücke, die die Gemeinde hinterläßt, wird meistens durch einen Unternehmer großen Stils, Promotor genannt, eingenommen, so zum Beispiel in Regensdorf, Töß, Spreitenbach oder dem Nordwestzentrum. Diese Finanzgruppen realisieren das ganze Bauvorhaben in einem Zuge, um es an die verschiedenen Partner weiterzugeben oder zu veräußern. Positiv ist dabei die schnelle Bereitstellung eines großen Dienstleistungsangebotes für das Umland, die vorschubartige materielle Entlastung der Öffentlichkeit und eine rationelle Durchführung. Zu bedenken sind jedoch die Übernahme typischer öffentlicher Aufgaben durch anonyme Finanzorganisationen, die meist einseitige Erfüllung der Zentrumsfunktionen, das übertriebene Konkurrenzdenken und mangelnde Vielfalt und Flexibilität in der Gestaltung. Die Gemeinde muß sich in solchen Fällen über das Baubewilligungsverfahren hinaus ein mitbestimmendes Mitspracherecht sichern.

Beispiele ausgewogener Partnerschaft sind Horgen, Behmen und Geroldswil. In Geroldswil wirken unter der Leitung der Gemeinde die Kirchen, die Schule, die Post und private Unternehmer mit. Die Planung, die Erschließung, der Gemeindeplatz und die Heizung werden gemeinsam verwirklicht, während die Hochbauten je einzeln im Sinne des Richtmodells in Etappen realisiert werden. Beachtlich ist auch, daß das Zentrum Witikon von einer Landwirtefamilie, die das Grundstück bis vor kurzem selbst bewirtschaftete, erbaut wurde.

Zentren sind Kristallisationspunkte unserer Gesellschaft, die sorgfältig gemeinsam erarbeitet werden müssen, damit sie ihrem Umland jederzeit als vielseitige und lebendige Mitte dienen. Auf laßt uns Zentren bauen!

## Wettbewerb Universitäten von Brüssel

Les universités de Bruxelles (ULB francophone et VUB flamande) ont lancé en 1969 un concours international contrôlé par l'UIA en vue de l'aménagement d'un nouveau campus universitaire. Les Bureaux de Programmation des ULB/VUB avaient primitivement l'intention de faire un appel d'offres réduit à quelques architectes belges, choisis pour leur compétence ou leur connaissance des milieux universitaires. A la demande des «gauchistes» de l'ULB, désireux de voir s'établir une «procédure démocratique», le principe du concours international fut évoqué puis retenu.

Le concours était à deux degrés. Il s'agissait pour les concurrents d'élaborer un plan masse (accompagné de coupes, élévations, maquette et devis estimatif) pour chaque université: «Les deux plans de masse doivent être conçus selon un même parti architectural et doivent respecter la cohérence de l'ensemble.»

Les 44 ha de l'ancienne plaine de manœuvre de Bruxelles sont divisés en 20 ha pour la VUB et 24 ha pour l'ULB. Une ligne virtuelle représente la frontière linguistique; ce facteur (le respect de cette frontière) sera un des critères déterminants pour le choix des projets primés.

Le jury était composé de cinq architectes, «experts internationaux», Sir R. Matthew et MM. Vago, Kloos, Schwanzer, et Novotny, choisis sur une liste de 11 noms proposée par M. Vago aux bureaux de programmation des deux universités.

Auxquels étaient adjoints les Présidents et Recteurs des ULB/VUB, des conseillers assistaient le jury pour les questions techniques: Quantity surveillant, ingénieurs, architectes ... Certains, dont M. De Carlo, se sont fait excuser pour le second tour.

Les Architectes étaient donc majoritaires. De plus – et cela semble aujourd'hui douteux aux universitaires – leur vote fut unanime.

Sur plus de 200 projets présentés, 10 furent retenus pour le second tour.

Dans les différents projets, deux conceptions de l'Université s'affrontent: le parti «Manhattan», triomphaliste, et le parti «village méditerranéen».

La seconde conception permet une plus grande intégration à la vie urbaine, tandis que l'autre accentue la notion de campus et perd facilement l'échelle humaine indispensable.

Le projet primé est un prototype de projet «Manhattan». Ses qualités plastiques modernistes semblent avoir prévalu sur tout autre critère.

Il présentait une maquette extrêmement séduisante: Entièrement en plexiglas et en plastique translucide, elle s'éclairait par le dessous. Les cubes «cristal» représentant les immeubles hauts sont considérablement allégés par le procédé. Chacun de ces bâtiments aura, en réalité un volume approximatif de 12 000 m<sup>3</sup>, dont il est peu probable qu'il offre les mêmes «qualités de légèreté et de transparence» évoquées par le jury.

Il s'agit là de la vieille querelle relative aux «rendus» abusifs. Il est regrettable que l'on doive encore constater de telles complaisances dans des concours de cette importance.